

Barcelona ist nie zu Ende

Von der Umbruchstimmung im grossen alten Industrieviertel Poblenou erfasst wurde

Markus Jakob

NOCH EINE TOM-KUMMER-STORY. Auf dem Weg nach Los Angeles, wo ihn schliesslich der Bannstrahl des journalistischen Reinheitsgebots ereilen sollte, hatte sich mein Freund Tom Kummer zwischenzeitlich in Barcelona niedergelassen. Kummer hat, man erinnert sich, den Hollywoodstars luzidere Worte in den Mund gelegt, als diese je selbst von sich zu geben imstande wären. Aber Fakt ist Fakt und Fake ist Fake, und nichts hilft es, einen als Schwindler überführten und ausgemusterten Journalisten nachträglich zu belehren, er wäre besser in Barcelona geblieben und hätte sein Talent, anstatt es in Hollywood zu verschwenden, der proletarischen Anmut jenes Quartiers gewidmet, in welchem er – ausgestattet mit einem untrüglichen Sinn für die Bruchstellen und Spannungslinien einer Stadt – damals Wohnsitz genommen hatte: im Pueblo Nuevo oder – so guttural wie gut amtlich auf katalanisch – Poblenou. Tom Kummer jedoch lernte weder spanisch noch katalanisch, und dem Bröckelnden zog er das Glitzernde vor.

Dabei erlag damals, um 1990, zweifellos auch er der Faszination dieser Strassen. Ungeschlacht, zerfahren, alt sah das Pueblo Nuevo aus, von krassen baulichen Gegensätzen gekennzeichnet. Wer wie er – und ich – der gebauten Manierlichkeit und normierten Häuslichkeit des Bernbiets entstammt, dem erschienen diese unabsehbaren Asphaltstrecken, dreieinhalb Kilometer dem Meer entlang und einen Kilometer landeinwärts, wie das Inbild städtischer Verwilderung: Verheissung urbanen Nomadentums. In seiner Komplexität schien jedes Häusergeviert unendliche Eventualitäten zu bergen: ein Netz von Zeichen, und wer sie zu entschlüsseln vermöchte, dem wäre es gegeben, die grosse Stadt zu lesen als Totalität aller möglichen Erfahrungen. Das Dispare aber, wiewohl ihm keine Grenzen gesetzt schienen, löste sich immer wieder in Harmonien auf, die uns noch einmal beglückten.

ILDEFONSO CERDÁ REVISITED. Wie jedermann weiss, der Barcelona ein wenig kennt – vermutlich also auch Tom Kummer –, ist die von dem Urbanisten Ildefonso Cerdá nach 1850 geplante, fast achthundert Häuserblöcke umfassende Stadterweiterung heute das grosse zentrale Ordnungsfeld, das den alten Stadtkern mit dem weiten metropolitanen Raum verknüpft. Wer sich nicht mit den von der Tourismusbranche bevorzugten Wahrzeichen begnügt, für den ist das von Cerdá ausgelegte Gitter das eigentliche Merkmal und Symbol, das

Barcelona von andern Städten distinguiert. Ein Symbol, das urbanes Leben aufnimmt und generiert.

Dieser Quadratraster konnte mit ganz unterschiedlichen Bauformen gefüllt werden. Seine grandiose Ausprägung, höher verdichtet als von Cerdá geplant, fand er in der Eixample genannten Stadtmitte. Wie das Haussmann'sche Paris – im Gegensatz zu diesem jedoch egalitär: die Hierarchisierung der Achsen vermeidend – ist der Eixample ein Musterbeispiel der Stadt als geordnetes und repräsentatives Gebilde. Ganz anders das Pueblo Nuevo, das den Nordosten des grossen Gitters einnimmt. Auf weite Strecken niedrig bebaut, entwickelte es sich zum eigentlichen Produktionsbezirk. Am ganzen Mittelmeer gab es vermutlich kein zweites Industrieviertel dieser Dimensionen. Nun, da Barcelona seine Rolle als harter Industriestandort ausgespielt hat, setzt gerade hier die Auseinandersetzung mit Cerdá neu ein. Ich zitiere Boris Groys, der dabei die Stadt des Films *«Blade Runner»* im Sinn hatte, dessen Worte indessen auch wie eine Momentaufnahme aus dem Pueblo Nuevo der Gegenwart anmuten: «Es ist die Stadt, in der alles ständig zur Sprengung und zur Verbrennung freigegeben wird, weil immer erneut versucht wird, für das Kommende, für das Zukünftige einen freien Platz zu schaffen – und immer wieder wird die Ankunft des Zukünftigen verhindert und verschoben, weil die Überreste des schon Gebauten sich nicht vollständig abtragen lassen und die laufende Vorbereitungsphase nie zum Abschluss kommen kann.»

Als Mitte des 19. Jahrhunderts die Stadtmauern fielen und Cerdás Theorie in die Praxis umgesetzt wurde – freigegeben zur Bebauung mit Renditeobjekten sein über das weite agrarische Territorium gelegtes Ordnungssystem –, existierte das Pueblo Nuevo bereits in Form zweier sich schneidender Achsen. Die eine, ans Meeresufer führend, hat ihren Charakter als alter Dorfkern bis heute nicht eingebüsst, ergänzt durch eine parallel verlaufende Flaniermeile, die Rambla del Poblenou: liebliche, wunderbar touristenfreie Zweitausgabe der berühmten Ramblas. Die andere ist der Carrer Pere IV, sprich Perecuart, leicht abgewinkelt zum Cerdá-Raster – und vielleicht ist es diese geometrische Querulanz, die ihm (dem Carrer Pere IV, die Strasse ist auf katalanisch männlich) einen Hauch von Ewigkeit verleiht, der aber auch bloss der permanent darüber lagernde Staubschleier sein könnte. Heute rührt dieser Schleier eher von der Zertrümmerung alter Mauern als von industrieller Aktivität. Pere IV entlangzugehen, bis hinaus zur Hausnummer 526, vermittelt den vollkommensten Querschnitt dessen, was das Pueblo Nuevo war, was es ist und was es sein wird.

EVITA, IMMERHIN! Wir überlassen hier Tom Kummer einstweilen seinen Kinomythen, selbst nicht verlegen um einige mythische Figuren, die in die Geschichte des als «mediterranes

Manchester» bekannten Viertels eingingen. So machte Eva Perón, die argentinische Freundin aller Hablosen, in den fünfziger Jahren einer Arbeitersiedlung am Ende des Carrer Pere IV ihre Aufwartung. Seither wird das Barrio ihr zu Ehren La Perona genannt. Die Anekdote erzählte mir der argentinische Künstler Carlos Piegari, der monatelang die Archive durchforscht und die Fundstücke zu einer umfänglichen Arbeit über die Sozialgeschichte des Pueblo Nuevo kompiliert hat. Seine Mappen präsentierte der Kurator und künftige Documenta-Leiter Roger Buegel im vergangenen Herbst anlässlich einer Ausstellung, die er – auch die Kunst wird vom Nomadentrieb erfasst – an drei verschiedenen Schauplätzen im Pueblo Nuevo ausrichtete. Der letzte Teil wurde in dem berüchtigten Elendsviertel La Mina gezeigt, in einem Gemeindesaal, den übrigens einst der Stararchitekt Enric Miralles umgebaut hat. Derlei Verbindungen von Misere und Avantgarde mögen als schiere Pittoreske erscheinen, doch illustrieren sie im Grunde, was immer schon die Essenz des Pueblo Nuevo war. Bei der Vernissage bot eine lokale Rentnergruppe ein surreales Karaoke-Programm dar. Ein wunderbarer Abend! Allerdings sei, berichtete Piegari, schon am nächsten Tag ein Teil der ausgestellten Kunstwerke von der Ghettojugend mutwillig zerstört worden.

So schreibe nun die Kunst, beherzt in das Sozialgefüge des Viertels sich mischend, die jüngsten Kapitel seiner tausendfältigen Geschichte? Einer Historie, in der es wimmelt von Fabrikherren, die bald Fortüne machten, bald die Flucht ergreifen mussten vor ihren rebellierenden Arbeitern, welche ihrerseits eines Morgens vor der Ruine ihrer Arbeitsstätte standen – vorsätzlich niedergebrannt wegen unzufriedenstellender Ertragslage. Lange Zeit aber schöpfte die Stadt ihren Reichtum zu einem guten Teil aus dem Poblenu. Um 1900 ratterten hier, über den Cerdá-Raster verbreitet, 360 Dampfmaschinen. Cerdá, den der Anblick einer Lokomotive zu seiner dreibändigen Städtebautheorie inspiriert hatte, wäre das zweifellos logisch erschienen. Nach der Textilindustrie wurde die Metallurgie zum wichtigsten Industriezweig. Noch 1975 waren über tausend derartige Unternehmen registriert, auch wenn dazumal das Überhandnehmen von Transportfirmen schon den produktiven Niedergang anzeigte. Im Pueblo Nuevo wurden Motorräder, Schreibmaschinen, Seife, Papier, Lebensmittel hergestellt, Markenartikel aller Art – die Aufzählung nähme kein Ende. Zu der Warenwelt hinzu kommen deren Bestandteile, bis hin zu jeder Sorte Gummidichtungen. Denn allmählich hatte sich ein dichtes Netz gegenseitig sich fördernder und alimentierender Zulieferer gebildet, und dieses Gewebe aus Kleinbetrieben und Werkstätten, unglaublich vielfältig, einmalig zweifellos, kennzeichnet das Pueblo Nuevo noch heute, lange nach dem Niedergang der Grossindustrie.

DER MARQUÉS DE ISABEL UND DER 22@. Die Karikatur des neuen Pueblo Nuevo wären lauter gesichtslose Wohnbauten, artig gruppiert um einen stattlichen alten, im begrünten Patio sich

reckenden Fabrikschornstein. Für eine solche, rein dekorative Auffassung des Quartiercharakters und -gedächtnisses finden sich bereits etliche Beispiele, und es werden ihrer noch mehr werden. «Meinen Schlot immerhin, den werden sie mir lassen!» Die Pförtnerin, der diese Aussicht tröstlich erschien, obwohl bei der künftigen Neubebauung zweifellos ein Kameraauge ihre Funktion übernehmen wird, hütet das Fabriktor von Can Rottier. Wie die meisten derartigen Ensembles ist Can Rottier bis auf einzelne Bauteile – neben dem Schornstein mitunter die eine oder andere Fertigungshalle – nicht denkmalgeschützt. Dass im Pueblo Nuevo wertvolle Bauzeugnisse des Industriezeitalters bereits reihenweise demoliert worden sind, ist unbestritten, selbst für die zuständigen Baubehörden. Ein Ende des Kahlschlags ist dennoch nicht abzusehen.

Auf die Befürworter eines umfassenderen Schutzes des Industrieerbes wirken die sozialistischen Stadtplaner denn auch zunehmend unglaublich. Etwa sechs Millionen Quadratmeter Nutzfläche sind im Pueblo Nuevo einer neuen Bestimmung zuzuführen. In der lokalpolitischen Diskussion setzte sich die Ansicht durch, das Viertel habe auch künftig zur Produktivität Barcelonas beizutragen. Unter Druck gesetzt von Grundeigentümern und Investoren, denen der Wohnungsbau die fetteste Rendite verheisst, legte daher die Stadtregierung im Jahr 2000 den Plan 22@ vor: 22 war die alte Kennziffer für Fabrikanlagen. Die Planer grenzten zwei fast 200 Hektaren umfassende Gebiete aus, das eine südlich, das andere nördlich der Avenida Diagonal. Sie sollen – daher der Name 22@ – in den Technologie- und Medienbezirk der Stadt verwandelt werden, ergänzt durch neue Hochschulen wie den Campus Audiovisual. Gewiss hatten sich auch ohne behördliches Zutun hier längst Agenturen aller Art, Design-, Architektur- und Filmstudios teils in alten, teils in neuen Gebäuden angesiedelt. Die Künstler hingegen, die wie üblich als erste das Potential der obsolet gewordenen Fabriken als billige, geräumige Ateliers für sich entdeckt hatten, sind heute bereits wieder auf dem Rückzug.

«An sich zielt der 22@ in die richtige Richtung», räumt der Historiker Joan Roca ein, einer der Wortführer des in Anwohner- und andern Vereinigungen organisierten Widerstands gegen einige der knapp vierzig im Plan vorgesehenen, teils blockübergreifenden, teils kleineren Projekte. Dabei ist festzuhalten: Die Ausnützung wird massvoll erhöht. Neu gebaut werden dürfen neben Büro- und Gewerbeflächen ausschliesslich Sozialwohnungen, was auf dem boomenden und hochgradig korrupten spanischen Immobilienmarkt schon fast revolutionär anmutet. Den grossen Reibach machten und machen die Promoter ausserhalb des Perimeters des 22@, namentlich an der Küste und entlang der Avenida Diagonal, wo sich auch die meisten Hochbauten konzentrieren werden, zwischen Jean Nouvels phallischem Wolkenkratzer und

Südeuropas grösstem Kongresszentrum, das mit dem Edificio Forum von Herzog & de Meuron diese Cerdá'sche Hauptachse meeresseitig abschliesst. In diesem Stadtzipfel hat bereits die Diagonal-Mar genannte Hochhaussiedlung, sehr zum Befremden formbewusster Barcelonesen, die Cerdá'sche Morphologie radikal aufgelöst. Wenn nun auch der 22@ das Quartier neu strukturieren wird, so doch respektvoller, in Neuinterpretationen des vorgegebenen Blockrands. Es gibt einen urbanistischen Willen, sich den Interessen der Baukonsortien nicht ganz auszuliefern, «doch um ihn durchzusetzen» – so Joan Roca – «fehlen der Stadt sowohl die gesetzlichen Handhaben als auch die industriepolitischen Instrumente.» Und, ist beizufügen, ein rigoroser Katalog schützenswerter Industriebauten.

Man braucht nur eine Anlage wie Can Ricart zu betreten – ein über vier Cerdá-Blöcke verschränktes, 1853 eröffnetes Fabrikensemble –, um zu begreifen, dass ein sorglicher Umgang mit dem Industrieerbe sich nicht auf die Erhaltung einzelner Bauteile beschränken kann. Vom Carrer Pere IV führt der Passatge del Marqués de Santa Isabel zum Fabriktor, das sich auf einen von Bäumen beschatteten Platz öffnet: Entführung in eine Welt, die man für untergegangen hielt, und deren Wert, wie auch ihr Charme, offensichtlich in der Anlage als geschlossenem Ganzen liegen. Der Marqués de Santa Isabel, den es in wer weiss wievielter Generation noch heute gibt, möchte nun jedoch sein Grundeigentum profitträchtiger überbauen. Die Fabrik stellte ihren Betrieb schon kurz nach dem Spanischen Bürgerkrieg ein. Wie in vielen ähnlichen Fällen verwaisten die Baulichkeiten indessen nicht, sondern wurden von kleineren Betrieben angemietet. Ihrer dreissig sind heute in Can Ricart tätig, von den Kaltverformern von Stahlblechen bis zum exzentrischen englischen Möbelhersteller. Vom Abriss verschont bleiben aber soll fast nur «Hangar», ein von der Stadt subventioniertes Atelierhaus, in dem sechs spanische und sechs ausländische Künstler für jeweils ein bis zwei Jahre arbeiten. Der Kampf um die möglichst vollständige Erhaltung von Can Ricart hat sich in den letzten Monaten zu einer Art urbanistischem «No pasarán» entwickelt – und nicht die Arbeitnehmer, sondern die Kleinunternehmer stehen dabei in vorderster Front. Unlängst drohte die Besitzerin eines vierzig Arbeiter beschäftigenden Unternehmens, das High-Tech-Komponenten herstellt, gar theatralisch mit Selbstverbrennung, als zum dritten Mal ein polizeiliches Räumungskommando auftauchte – und tatenlos wieder abzog.

MAN DARF AN DURRUTI DENKEN. Der Quartiergeist regt sich, doch nur als ferner Schatten liegen darüber noch jene explosiven Stimmungslagen, die in Barcelona in jener Epoche nicht abrisen, als die Produktion im Pueblo Nuevo einerseits auf Hochtouren lief, andererseits die sozialen Konflikte immer brutaler ausgetragen wurden: von der Semana Trágica 1909 bis zum Spanischen Bürgerkrieg. Attentate serienweise, ebenso gezielt und erbarmungslos der

Staatsterror. Zu den Hochburgen der anarchistischen Gewerkschaft CNT gehörte naturgemäss das Pueblo Nuevo. Es wird von einer revolutionären Gruppe berichtet, die eine Eisengiesserei eigens zur Fertigung von Handgranaten erstand. Strassenkämpfe, Arbeiterräte, Genossenschaftsbauten, Wandervereine, proletarische Vereinigungen und Spaltungen aller Art – all dies ist teils noch ablesbar in Bauwerken, Vereinslokalen, alten Theatersälen.

Can Felipa, einst einer der grössten Industriebetriebe im Zentrum des Viertels, wurde 1989 in ein Gemeinde- und Fitnesszentrum umgebaut. Fast wie ein pariserisches Einsprengsel mutet es an mit seinem Schieferdach. Wer würde hier heute an Durruti denken, der zeitweilig in dieser Fabrik gearbeitet und das heisst ihmzufolge: seine revolutionäre Schule absolviert hat. Unweit von Can Felipa, am Carrer Pujades, formierte sich am 18. Juli 1936, unmittelbar nach Francos Militärputsch, der Widerstand der CNT. Schon am nächsten Tag ratterte die Durruti-Kolonnie auf offenen Lastwagen die Rambla del Poblenou hinunter. Den Milizionären schlossen sich Arbeiter aus allen grossen Betrieben an – Can Girona, Fabra y Coats, La Maquinista –, um nach Plünderung der Arsenale der Kaserne in San Andrés an die Aragonienfront aufzubrechen. Binnen vierundzwanzig Stunden war die faschistische Militärrevolte in Barcelona niedergeschlagen. Sie war es, mehr als durch die republikanische Regierung, durch Durruti und seine Syndikalisten, und in der Stadt brach der kurze Sommer der Anarchie an.

Als Tom und ich ein halbes Jahrhundert später das Pueblo Nuevo durchstreiften, hatte eine ganz andere Umbruchstimmung das Viertel erfasst. Noch dämmerte es zwar in weiten Teilen vor sich hin. An der Rambla kaufte man ein Eis beim Tío Che, hörte im knarrenden Saal des alten Ateneu ein Rezital von Marianne Faithfull oder entdeckte die idyllische Plaça Prim mit ihren Ombus und dem Restaurant Els Pescadors, Enklave der Wohlhabenden im Proletenkiez. In den staubigen Gefilden zwischen dem Friedhof, dem Frauengefängnis Wad-Ras und der in Containerlandschaften am Meeresufer ausfransenden Calle Marina aber wich man zurück, wenn einem in der einsamen Mittagsglut plötzlich ein Wachhund entgegenkläffte. Hier verlief die älteste Eisenbahnlinie Spaniens, 1848 eingeweiht, 1990 aufgehoben, nachdem die Stadt ein Signal gesetzt hatte, indem sie dieses zentrumsnahe Niemandsland zum Olympischen Dorf für die Spiele von 1992 bestimmte. Es wurde Tabula rasa gemacht, ein einziger Fabrikschlot überlebte, männiglich feierte die Öffnung zum Meer, das Volk tummelte sich an den neuen Stränden. In der Eile und Begeisterung fragte – anders als heute – niemand danach, ob das industrielle Bauerbe einen so rüden Umgang verdient hatte. Das neue Wohnquartier strotzte von Vernunft, wenn auch nicht gerade von Leben.

Dieses nahm dafür im alten Viertel neue Formen an. Der griechische Künstler Kounellis stellte im Espai Poble Nou ganze Rinderhälften aus, die alle paar Tage wegen des Gestanks ersetzt werden mussten, was von der örtlichen Bevölkerung als üble Verschwendung empfunden wurde. Als erster grosser Nightclub war das berühmte Zeleste in eine alte Fabrik umgezogen – heute einer unter unzähligen. Ich erinnere mich an eine Party, circa 1988, in einer andern, in ihrer Kahlheit phantastisch anmutenden Fabrikhalle, genannt Palo Alto. Damals hatte eben der Designer Mariscal sein Studio im Hauptgebäude dieser Anlage eingerichtet. Beim neuerlichen Besuch 2005 glaubte man sich hinter dem unscheinbaren Fabrikator in ein Märchenland versetzt. Ein Gärtner mit seiner Schubkarre stand wie eine Cézanne-Figur in der blühenden Pracht, die er selbst geschaffen hat, und die sich über Wege und Mauern der einst sicher tristen Fabrik rankt. Auf Liegestühlen in einem Winkel des Gartens vertrieben sich die Statisten eines Films, der in einer der Hallen gedreht wurde, die Zeit. Warum bestreiten, dass mir sie Mitarbeiter all dieser Designbüros und Modefirmen beneidenswert erschienen? Eine lichte Halle nahm das Modellbauatelier eines Architekturbüros auf, in dem man die Miniaturausgabe einer Metro-Station in Peking und das 1:1-Fassadenmodell einer künftigen BMW-Verkaufshalle bewunderte. Im obersten Geschoss des Hauptgebäudes bildete ein Samtvorhang das Entrée zum Studio eines Modefotografen, in dem es von umtriebigen Assistenten und coolen Sekretärinnen wimmelte. So schön, so kitschig sogar kann das alte neue Pueblo Nuevo sein.

DER STADTPLANER MONTIEL SPRINGT VON SEINEM SESSEL AUF. Palo Alto ist zweifellos das edelste Beispiel dafür, wie eine alte Fabrik neu genützt werden kann. Und dennoch nicht ganz frei von Konflikten: Auf den Plänen der Urbanisten geistert schon lange ein Weg herum, Fortsetzung des durch das Geviert unterbrochenen Strassenzugs, allmählich zur Fussgängerpassage reduziert, dessen Verwirklichung indessen die Geschlossenheit und Initimität des Ensembles zumindest beeinträchtigen würde.

Um mehr als um öffentliche Wegerechte geht es bei der Escocesa am Carrer Pere IV. Im Gegensatz zu Palo Alto handelt es sich um eine verlotterte, aber von Künstlern und Handwerkern bis in alle Winkel belebte Anlage. Eine kreative Betriebsamkeit, wie sie ins Konzept des 22@ zu passen scheint. Trotzdem ist, so heisst es, die Escocesa dem Untergang geweiht – oder doch nicht?

Juan Carlos Montiel ist der Chefplaner des 22@. Zwei Stunden lang hatte er mir bereits erläutert, wie die Stadt die Kräfte zu bändigen versucht, die im Poble Nou wirksam sind. Als ich das Beispiel der Escocesa anführte, sprang er vom Stuhl auf, seine Stimme überschlug sich: Er

habe genug von den Lügen der 22@-Opponenten! Eilte hinaus und erschien mit einer Mappe wieder, schlug eine Seite auf: Da, ob dieser Plan auf einen Totalabriss schliessen lasse? – Industrieromantiker sollten sich freilich keinen Illusionen hingeben, denn ihren rostigen Charme würde der Escocesa noch die sanfteste Renovation austreiben. Im übrigen ist Joan Rocas Anmerkung nicht von der Hand zu weisen, der 22@ führe sich selbst ad absurdum, wenn innovative Unternehmen, wie sie die Stadt anzulocken und zu fördern bemühe, aus alten Fabriken vertrieben würden, in denen sie sich bereits angesiedelt haben – weil die Gebäude den Renditehunger der Eigentümer nicht zufriedenstellen.

Eingehen, nach und nach verschwinden werden zweifellos viele der schönen und kuriosen Bars, die wir auf unseren Gängen durchs Pueblo Nuevo entdeckten. Keine köstlichen Schinken-Bocadillos mehr bei Yoli in der Escocesa, die noch einen Liter Gazpacho zum Mitnehmen abfüllte, bevor sie uns uns – sehr kundig – die Torkonstruktion zeigte, die ihres Erachtens den architektonischen Wert der Escocesa ausmacht. Oder die Bar Llacuna an der gleichnamigen Strasse: sie braucht kein Sixties-Revival. Den Stil des Interieurs charmant verkörpernd, trägt die Wirtin ihre Bedenken vor, wie das Geschäft künftig laufen wird. Unlängst erst wurde der ganze Block vis-à-vis abgetragen, nun verliert sich der Blick (Poblenou ist das Viertel der sich verlierenden Blicke) auf einer enormen provisorischen Parkfläche. Hier wird der Campus Audiovisual um einige als schützenswert erachtete Überreste von Ca l'Arañó errichtet werden. Man kann sich leicht ausmalen, dass die alte Fabrikhalle zwischen den zehnmal höheren Neubauten nur noch anekdotisch anmuten wird. An ihren Mauern machten sich an diesem Nachmittag einige portugiesische Graffiti-Künstler zu schaffen. (Die Menge der im Poblenou versprühten Farbdosen ist weltrekordverdächtig.) Gleich um die Ecke sassen zwei Obdachlose vor ihrem Feuerchen. (Logisch, dass sich in solchen Freiräumen mittellose Immigranten einnisten. Man trifft sie überall im Poblenou, das ja von jeher ein Einwandererviertel gewesen ist.) Nischen für Nichtsnutze und Nomaden, es wird sie immer geben. Ebenso aber wird Barcelona seinen Traum von der vollkommenen Vernünftigkeit, Übersichtlichkeit und Kontrollierbarkeit der städtischen Umwelt, der vielleicht seinerzeit Tom Kummer aus der Stadt vertrieb, noch lange weiterträumen.